



Auf dem Höhepunkt des kalten Krieges erschien im Frühjahr 1983 das letzte Pink-Floyd-Album „The final cut“. Der Titel ließ an Vieldeutigkeit nichts zu wünschen übrig, das Zerwürfnis innerhalb der Band war bereits weit fortgeschritten. Während sich der Rest der Welt in den folgenden anderthalb Jahrzehnten annäherte, lieferten sich die Mitglieder fortan heftige juristische Auseinandersetzungen um Namens- und Verwertungsrechte. Teile der weltweiten Fangemeinde hatten sich schon nach dem fulminanten Erfolg von „The Wall“ aus dem Jahre 1979 innerlich verabschiedet – das war dann doch ein bisschen zu anspruchsvoll und ambitioniert für manch kleinkarierte Kiffer-Gehirne. Trotz sperriger Themen und unkonventioneller Instrumentierung geriet „The Wall“ zum ultimativen Zeitgeist-Dokument und by the way meistverkauften Platte überhaupt. Alan Parker hat daraus 1982 einen abendfüllenden Spielfilm gemacht und „The final cut“ knüpft exakt dort an – im Schützengraben.

Der Tod des Vaters, der Falklandkrieg, die Thatcher-Regierung, die atomare Bedrohung – Roger Waters packt all die Unbill der Welt zu einem 45minütigen Weltuntergangsszenario zusammen. „I was just a child then, now I'm only a man“ heißt es gleich am Anfang, da ist keine Unschuld mehr, wir sind am Ende. Zwischen gefälligen Antikriegshymnen wie „The gunner's dream“ oder „Southampton Dock“ schlägt immer wieder eine Exocet-Rakete oder Nick Masons Schlagwerk ein; damals fühlte sich das an, als würde gleich das Vinyl vom Plattenteller springen. Überhaupt war dies für Vierzehnjährige verdammt schwere Kost, aber Abba hatten sich gerade aufgelöst, die Post-Punk-New-Wave-Deutsch-Pop-Welle war bereits wieder abgeklungen und Smokie

hören war schon immer sehr uncool. Man lauschte lieber dem Pink-Floyd-Sänger, der sich erst ätherisch in die Gehörgänge säuselt, um dann Sekunden später wie ein Fakir auf dem Nagelbrett aufzuschreien und Anklagen in die Welt zu bellen. Nie zuvor und nie mehr wieder verdichtete sich die kompositorische Brillanz von Roger Waters zu solch larmoyanter Musikalität, gipfelnd im düsteren Titelsong, dem nur noch der elegische Abgesang folgt. Man kann den Overkill kaum drastischer und kompromissloser beschreiben wie in „Two suns in the sunset“. Wir haben fertig.

40 Jahre später wird diese Nummer erstmals live aufgeführt, und obwohl die laufende Tour nicht arm an Höhepunkten ist, bleibt dieses Debut doch vielen Konzertbesuchern nachhaltig in Erinnerung. Die Gefahr der nuklearen Apokalypse dringt zunehmend ins allgemeine Bewusstsein zurück, während der notorische Mahner sukzessive ins Abseits gerückt werden soll. Vielleicht war es nicht der klügste Schachzug von Roger Waters, die Einladung anzunehmen, am 8.2.2023 vor den Vereinten Nationen über Krieg und Frieden zu sprechen. Vielleicht war das aber auch einfach unvermeidlich. Ohne Russland kann und wird es keinen Frieden geben. Das weiß der alte Fuchs ganz genau, und hat die sich ihm bietende Gelegenheit genutzt, seine teilweise nachvollziehbare Sicht der Dinge coram publico kund zu tun. Natürlich ist er kein gelernter Diplomat, aber man fragt sich unwillkürlich, wer hier eigentlich mehr aus der Zeit gefallen ist: Ist der der unermüdliche Mahner und Friedensaktivist oder sind es diejenigen, die erwartbar versuchen, eine kritische Stimme zum Schweigen zu bringen und einen unliebsamen Künstler kaltzustellen? Insbesondere diejenigen, die vehement versuchen im Rahmen einer vehementen Cancel-Culture-Kampagne Teile der Europatour zu verhindern, wären gut beraten, sich mal entspannt hinzusetzen und „The final cut“ zu hören. Die Platte hat leider wieder an Aktualität gewonnen. Schön ist das nicht.

